



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

# LOB DER MACHT

Rainer Hank

Klett-Cotta

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

© 2017 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

Gesetzt von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN: 978-3-608-96179-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# INHALT

<b>Einleitung: Warum Macht? Warum jetzt? ...</b>	<b>7</b>
<b>Kapitel 1: Die Krönung</b> .....	<b>13</b>
<b>Kapitel 2: Der Aufstieg</b> .....	<b>42</b>
<b>Kapitel 3: Der Absturz</b> .....	<b>78</b>
<b>Kapitel 4: Die Ohnmacht</b> .....	<b>109</b>
<b>Kapitel 5: Die Götter</b> .....	<b>131</b>
<b>Kapitel 6: Die Daten</b> .....	<b>150</b>
<b>Kapitel 7: Das Geld</b> .....	<b>186</b>
<b>Kapitel 8: Die Utopie</b> .....	<b>219</b>
<b>Schluss: Lob der Macht</b> .....	<b>243</b>
<b>Anhang</b>	
Dank .....	249
Literatur .....	251
Personenregister .....	261
Sachregister .....	265
Gesamtinhalt .....	271

## **EINLEITUNG: WARUM MACHT? WARUM JETZT?**

Angesichts des grandiosen Erfolges der amerikanischen Fernsehserie »House of Cards« wird der Erfinder der Serie, der britische Lord Michael Dobbs, gefragt, ob die skrupellosen Abenteuer von Präsident Frank Underwood, dem Helden der Serie, der Beweis wären, dass die Menschen doch nicht so politikverdrossen seien wie oft behauptet. »Nichts da«, antwortet Lord Dobbs: »Politik ist dann interessant, wenn es nicht um Politik geht, nicht um Großbritannien, Amerika oder sonst ein Land, sondern um die großen Themen Macht, Neid, Sex.«

Hat Lord Dobbs Recht? Es sieht ganz danach aus. Oder glaubt im Ernst jemand, die Menschen fasziniere Donald Trumps Aufstieg in erster Linie, weil sie wissen wollten, wie Importzölle oder das amerikanische Gesundheitssystem unter seiner Regentschaft funktionieren? Auch bei Angela Merkel steht gewiss nicht die Neugier über ihr künftiges Rentenkonzept im Vordergrund, sondern das Mysterium ihrer Macht. Und bei VW-Patriarch Ferdinand Piëch käme niemand auf die Idee, sich über seine gewiss geniale Idee einer Plattformstrategie für unterschiedliche Fahrzeugmodelle informieren zu wollen.

Es geht um die Macht. Die Macht hat es nicht nötig, sich auf Vernunft zu berufen, sie muss einfach nur ihren Willen durchsetzen, das Risiko des Scheiterns stets im Blick. Sie ist da, ein Trieb, ein Wille, ein Drang. Das macht sie so verstörend in einer Welt, in der – durchaus aus honorigen Moti-

ven – alles und jedes einem vernünftigen Begründungszwang unterliegt. Allen Irritationen zum Trotz ist es bislang nicht gelungen, die Macht kleinzukriegen. Wer sie leugnet – und das machen viele, nicht zuletzt die Mächtigen selbst –, muss erst recht mit der Wiederkehr des Verdrängten rechnen.

Macht fasziniert uns. Insofern ist es ein bisschen unaufrichtig, dem FDP-Chef Christian Lindner oder dem SPD-Vorsitzenden Martin Schulz vorzuwerfen, es gehe ihnen in Wirklichkeit »nur« um die Macht und, soll das wohl heißen, nicht um die Sache der Freiheit oder der Gerechtigkeit. Unaufrichtig ist es auch, Donald Trump wahlweise als Bösewicht oder Möchtegerndiktator in Grund und Boden zu verdammen oder lächerlich zu machen und zugleich gespannt darauf zu warten, was er jetzt wieder zusammen mit seinem Freund Putin aushecken wird und ob der Senat ihm seinen übernächsten Schachzug durchgehen lässt. Bei den meisten früheren US-Präsidenten, auch bei Erlöser Barack Obama, war unser Interesse nach Wahlsieg und Inauguration ziemlich schnell erlahmt. Das ist vielleicht nicht gerecht. Aber so ist die Welt.

Es geht um uns. Wir verachten die Macht und müssen doch zugeben, dass wir in Wahrheit die Machtmenschen bewundern, ihrem Charme und ihrem Charisma erliegen und ganz im Geheimen vielleicht selbst gerne einer wären. Diese Bewunderung hält auch dann an, wenn die Mächtigen böse oder zumindest nicht eindeutig gut sind: Unser moralisches Urteil macht ihnen das zwar zum Vorwurf, unser Vergnügen an Helden lässt es ihnen indessen – zumindest zeitweise – durchgehen. Moralisiert wird erst wieder, wenn der Bösewicht am Boden liegt. Haben wir doch gleich gewusst, dass das nicht gutgehen kann, sagen wir und vergnügen uns an

Don Juans Höllenfahrt, dem dramatischen Ende jenes schuftigen Weiberhelden, bei dem die Trias von Macht, Neid und Sex eine besonders süffige, unseren Voyeurismus befriedigende Verbindung eingeht. Wissen ist Macht, sagt Dobbs: Deshalb sei es für einen Politiker im Getriebe der Macht immer gut zu wissen, wer gerade mit wem ins Bett geht.

»Politik wirkt wie eine Droge«, sagt ebenfalls Lord Dobbs, der Mann, der einer der engsten Berater der britischen Premierministerin Margaret Thatcher war. Sie feuerte ihn in einem fürchterlichen Wutanfall, als ihr schon dämmerte, was sie nicht wahrhaben wollte, dass ihre Macht im Schwinden war und nun ein Schuldiger benötigt wurde. Von der Droge Macht ist der Weg zum Sex nicht sehr weit, belehrt uns die heutige Hirnforschung: Neuronale Belohnungssysteme werden allemal aktiviert und bescheren uns ein Glücksgefühl (beim Neid, dem Leiden der Zukurzgekommenen, ist es ein bisschen komplizierter). Geld, am besten viel davon und immer mehr Geld, muss man laut Ausweis der Hirnforscher den beiden Drogen Macht und Sex noch an die Seite stellen, weshalb dieses Buch seine Beispiele nicht nur aus der Politik, sondern auch aus der Wirtschaft holt und auch über Aufstieg und Fall mächtiger Manager schreibt, die bekanntlich ganz besonders an ihren Millionen hängen.

Weshalb also jetzt ein Buch über die Macht? Einfach, weil das Thema in seiner oszillierenden Ambivalenz fasziniert, wäre die spontane Antwort. Dass man nicht der Erste sei, der darüber schreibt, stimmt. Aber ist das ein Einwand? Dass es in der Weltliteratur spätestens seit dem Hohelied ein paar gute Bücher über die Liebe gibt, hat Marguerite Duras auch nicht davon abgehalten, ihre Erzählung »Der Liebhaber« zu schreiben.

Zeitlos inaktuell ist die Sache dennoch nicht. Nach dem Zeitalter der Kollektive, in dem die Macht der Masse das Weltgeschehen bewegte (freilich auch damals mit heroischen Führern an der Spitze), sehen wir jetzt wieder empor zu den exemplarischen Einzelnen. Zudem haben in letzter Zeit ein paar Mächtige neuen Typs die Weltbühne betreten, die uns irgendwie anders vorkommen als ihre Vorgänger. Das hängt weniger mit der Landkarte von links, rechts oder dem vielbeschworenen Rechtspopulismus zusammen als abermals mit den Anmutungen der Macht: Wir beobachten – von Trump über Putin bis Orbán und Erdoğan – einen Zug zur Monopolisierung oder Zentralisierung der Macht in den Händen Einzelner. Sie verschieben eindeutig die eingespielten Systeme einer »Balance of Power« und verändern Gesellschaften wie auch deren Diskurse. Das macht die zentralen Akteure wichtiger und Überlegungen interessanter, ob und wann wir es mit Fällen von Machtmissbrauch zu tun haben, was es mit politischen Monopolstrukturen auf sich hat und ob sie – wie stets bei Monopolen – Schaden anrichten. Macht ist nicht schlimm, solange sie bestreitbar ist, ökonomisch gesprochen: solange der Markt der Macht offen ist. Bewunderung für und Verführung vom Charisma der Mächtigen fühlt sich nur dann wohl, wenn es Wettbewerb gibt, der die Chance der Entmachtung jederzeit möglich macht und vor niemandem besonderen Respekt hat. Und auch daran haben wir dann wieder unser großes Vergnügen.

Ist es Zufall, dass vergleichbare Verschiebungen in Richtung einer Monopolisierung der Macht auch im Raum des Ökonomischen zu beobachten sind? Kalifornien, das gelobte Land aller Garagen-Entrepreneure, ist längst nicht mehr das Startup-Paradies, als das es sich selbst bis heute immer



noch allzu gerne sieht. In Wirklichkeit beherrscht eine kleine Gruppe gigantomaner Unternehmen – Google, Apple, Facebook, Amazon – die neue Internetwirtschaft mit mehr oder weniger charismatischen Führern an der Spitze und träumt davon, die Macht nie wieder aus der Hand zu geben. »Competition is for Losers«, sagt Peter Thiel – einer der ersten Kapitalgeber für Facebook und ausgewiesener Freund Donald Trumps –, der sich selbst als Schöpfer dauerhafter Werte sieht: »If you want to create and capture lasting value, look to build a monopoly.« So reden machtrunkene Junkies, die dem Größenwahn verfallen sind: Sie halten sich für einzigartig und unbesiegbar. Ein paar wenige Kapitalsammelstellen verwalten die gigantische Summe von elf Billionen Dollar, mit denen sie in allen großen Konzernen der Welt investiert sind. Droht hier Gefahr, womöglich größere als von den großen Giganten der Netzökonomie?

Tatsächlich hat es der Wettbewerb, jener natürliche Widersacher aller Machthaber, nicht leicht. Warum dann ausgerechnet ein »Lob der Macht«? Ist das nicht eine Übertreibung um der Provokation willen, die noch dazu in die falsche Richtung führt? Nein, das ist ernst gemeint. Man muss es nur richtig lesen, besagt der Titel doch ausdrücklich keine Billigung der Taten und Missetaten der Mächtigen dieser Welt in Politik und Wirtschaft einschließlich ihrer Schranzen und Speichellecker. Und es ist erst recht keine Legitimation der Monopolisierung der Macht, wo auch immer sie sich findet. Nein, das Lob bezieht sich im strikten Sinn auf die Macht selbst: Sie ist die alles bewegende Triebfeder einer Fortschrittsgeschichte, die sich nicht darum schert, ob die Menschen gut oder böse sind (»sie sind schlecht«, sagt Niccolò Machiavelli, aber vielleicht täuscht er sich), und die doch im

Saldo stets das Gute schafft: Dieser Wille zur Macht ist verantwortlich für die Wachstumsdynamik einer Gesellschaft, ohne welche wir ziemlich arm dran wären. Friedrich Nietzsche wusste genauso wie die Jedi-Ritter, dass diese Macht ihre hellen und ihre dunklen Seiten hat und es zu schön wäre zu meinen, beide ließen sich sauberlich scheiden.

# KAPITEL 1: DIE KRÖNUNG

ODER: WAS KARL IV. MIT DONALD TRUMP  
VERBINDET

Der Ostersonntag des Jahres 1355 sollte ein Jubeltag werden in Rom. Das Geläut hunderter Glocken erfüllte die Frühlingsluft der Ewigen Stadt. Es mischte sich mit dem Lärmen einer gaffenden Menge vor Sankt Peter. Man schiebt und drängt, will endlich einen Blick erhalten auf das Geschehen, will mehr sehen als Marmor und Weihrauchschwaden. Zwei Flügel eines Portals öffnen sich. Plötzlich braust ein Jubelschrei auf. Der Lärm, ohnehin schon so gewaltig, dass man selbst den Donner von Blitzschlägen nicht hätte hören können, schwillt immer noch mehr an.

Da sind sie endlich zu sehen, der neue Kaiser und die neue Kaiserin. Sie treten vor das Tor, umringt von Kardinälen und Bischöfen, Fürsten und Baronen, Edlen und Rittern in glänzenden Rüstungen und feinen Tuchen, mit Spießern, gezückten Schwertern und Amtsstäben in den Händen. Feierlich waren zuvor die Worte erklingen vor dem Papst, dem Oberhaupt der römischen Kirche: »Ich Karl, König der Römer, nach Gottes Willen zukünftiger Kaiser, verspreche, gelobe, sage zu und beeide vor Gott und dem heiligen Petrus, dass ich Beschützer und Verteidiger des Papstes und der heiligen römischen Kirche bei allen ihren Bedürfnissen sein werde. So helfe mir Gott und diese heiligen Evangelien.« Im Anschluss wird der Kaiser gesalbt, ihm wird die Krone aufgesetzt mit den Worten: »Nimm das Zeichen des Ruhms, die Krone der Kaiserlichen Erhabenheit.«

Die Rede ist von Kaiser Karl IV. (1316 – 1378), der mit dieser feierlichen Zeremonie in der Nachfolge des römischen Kaisers Augustus zum Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches gekrönt und gesalbt wurde. Karl war es wie schon seinem Vorgänger Kaiser Friedrich II. gelungen, eine stattliche Reihe von Kronen auf seinem Haupt zu versammeln: Er war römisch-deutscher König, böhmischer König, König von Italien und König von Burgund. Er führte das hegemoniale Kaisertum des Mittelalters zu einer neuen Machtfülle. Karl IV. gilt als der bedeutendste Kaiser des Spätmittelalters. Und er begründete zugleich jenes lange währende europäische Reich, das erst im Jahr 1806 durch Napoleon sein Ende finden sollte. Der Ostersonntag 1355 sollte sein glücklichster Tag sein. Niemals vorher und niemals später konnte er die Fülle seiner Macht derart unbeschwert genießen.

662 Jahre später, genau gesagt am 20. Januar 2017, einem Freitag, findet ebenfalls eine Inthronisation statt, dieses Mal vor dem Kapitol in Washington, das doch in so vielem architektonisch den Prachtbauten Roms nachgebaut ist. Ein neuer Augustus, der 45. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, legt seine Hand auf zwei Bibeln – die Heilige Schrift, die er von seiner Mutter geerbt hat, und die Bibel von Abraham Lincoln. Zur Huldigung anwesend sind die Vorgängerpräsidenten Jimmy Carter, Bill Clinton, George W. Bush und Barack Obama. Außerdem viel Volk, von den Stufen des Kapitols bis weit in den sich davor öffnenden Park. Nachdem der Chor der Missouri State University den Choral »Now We Belong« uraufgeführt hat, nachdem auch der künftige Vizepräsident Mike Pence seinen Eid auf die Verfassung abgelegt hat – die Hand ebenfalls auf zwei Bibeln, der eigenen und jener von Ronald Reagan –, spricht Trump

pünktlich um 12 Uhr und in feierlichem Ton die folgenden Worte:

»Ich, Donald John Trump, schwöre feierlich, dass ich das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten getreulich ausführen und die Verfassung der Vereinigten Staaten nach besten Kräften wahren, schützen und verteidigen werde.«

Der 20. Januar 2017 wird Trumps glücklichster Tag gewesen sein. Niemals vorher und niemals später wird er die Fülle seiner Macht derart unbeschwert genießen können wie an jenem sonnigen Freitag in Washington.

Die Parallelen der beiden über Jahrhunderte entfernten Ereignisse sind augenfällig. Schon die Eidesformeln ähneln sich: Die Berufung auf den christlichen Gott, die Verankerung des Machtanspruchs in der Kontinuität und Tradition der Vorgänger und das feierliche Gelöbnis, die Verfassung oder die römische Kirche beschützen zu wollen – das alles weist dieselbe Struktur auf. Der neue Machthaber präsentiert sich in beiden Fällen als Beschützer. Das soll sagen: Es geht nicht um ihn selbst, es geht um ihn als Verteidiger einer Institution, die auf ewig angelegt ist. Um dieser großen Aufgabe gerecht zu werden, bedarf es der Hilfe des Allerhöchsten, der »der Allmächtige« genannt wird. Allein vermag der Mächtige nichts. Die Krönung selbst folgt in beiden Fällen einem festen Zeremoniell, reiht sich ein in eine lange Tradition von Ritualen, die vergleichbar feierlich vorangegangen sind. Freilich, während die Kaiserkrönung Karls IV. kaum Raum lässt für Individualität – alles ist der feinsinnigen Symbolik der Über-, Neben- oder Unterordnung zwischen Papst und Kaiser unterworfen –, bietet das Inaugurationszeremoniell in Washington beste Chancen für den neuen Präsidenten, die Erwartungshaltungen zu erfüllen und zu-

gleich zu durchbrechen. Wir werden gleich darauf zurückkommen.

Doch zunächst noch einmal zur Aufführungspraxis der beiden Krönungszeremonien und ihren Gemeinsamkeiten: Mindestens so interessant wie die Worte des Schwurs ist die Liturgie, in welche die Inauguration eingebettet ist. Man muss dies als einen Akt, eine Performance ansehen. Viel Volk, viele, die ebenfalls Macht haben, viel Feierlichkeit. Den Krönungsworten schließt sich beide Male ein Triumphzug des neuen Herrschers durch die Stadt an. Karl IV., das wissen wir aus den Berichten des Johannes Porta De Annoniaco, zieht umgeben von Senatoren und Angehörigen des römischen Adels, Zepter und Weltkugel in den Händen haltend, durch die Menge. »Und siehe, ein weißes Pferd, und der darauf saß, hieß Treue und Wahrhaftig«, so sieht der Beobachter in Karl IV. eine Verheißung der Apostelgeschichte erfüllt. Mit seinem Zepter erteilt der neue Kaiser Herandrängenden die Erhebung in den Ritterstand, sich damit ihre Loyalität sichernd. Auf einmal fliegen Geldstücke in die Menge, ausgestreut von Bediensteten des Gekrönten, mitunter sind sogar Goldstücke unter den Münzen. Der Herrscher zeigt, dass er ein großzügiger Herrscher ist. Am Ende, nachdem man im Gedränge nur mühsam vorangekommen war, mündet der Festzug, wie es Tradition für frisch gekrönte Kaiser ist, in den ehemaligen Lateranpalast ein. Dort sind schon überbordende Tafeln mit den besten Speisen für das Kaiserpaar und die Festgäste gedeckt. Das Festmahl ist Abschluss des Tages. Das Essen ist selbst ein Akt der Macht; es führt sinnfällig vor Augen, was man sich leisten kann und was man anderen gönnen will.

Bei der Krönungsfeierlichkeit Donald J. Trumps schließt

sich an den Eid die »Inauguration Address« an, die Antrittsrede. Trump hatte darauf insistiert, die Rede selbst zu schreiben, wenigstens gehörte das zur Propaganda: Hier ist keiner, der sich auf Redenschreiber verlässt. Der nimmt die Sache selbst in die Hand. Es sollte die kürzeste Rede seit der Jimmy Carters von 1977 werden. Aber sie hatte es in sich: Mit nationalistischem Pathos beschwor Trump feierlich seinen festen Vorsatz, »to make America great again«. »America first« wird er wieder und wieder den Zuhörern im eigenen Land und in der ganzen Welt einbläuen, den einen als Verheißung, den anderen als Drohung. Donald Trump, der Milliardär aus der Oberschicht, gibt sich als Anwalt des »vergessenen Mannes« draußen im Land und mutet seinen Zuhörern vor dem Kapitol zu, von ihm verhöhnt zu werden als Angehörige jenes Establishments, das den Kontakt zur Masse der einfachen Menschen verloren habe.

Trumps Worte sind rhetorisch bestechend, zugleich simpel und eindeutig. Ihnen fehlt jede blumige Mehrdeutigkeit, die solche Reden üblicherweise auszeichnet. Weil viele Aussagen Trumps so eindeutig sind, kann man auch sagen, wo sie eindeutig falsch sind. Dass die amerikanische Industrie in den letzten Jahrzehnten vom Ausland ausgesaugt wurde, kann nicht stimmen, wenn gleichzeitig, wie die Fakten belegen, die US-Unternehmensgewinne einen Höchststand erreichen. Dass das Militär geschwächt wäre, ist ebenfalls in einem Land falsch, das 600 Milliarden Dollar jährlich für die Verteidigung ausgibt, Tendenz steigend: Das Militärbudget der USA übertrifft die Summe, welche die sechs nächstwichtigen Staaten zusammen ausgeben. »We will make America wealthy again«, schließt Trump: Wir werden das Land wieder reich machen. Ein Land, das noch nie reicher war als heute.

Aber Fakten, das ist ein Gemeinplatz, störten und irritierten die Rhetorik der Macht noch nie – nicht erst bei Donald Trump. Trump geht es um die Macht, nicht um die Wahrheit. Das macht den Unterschied.

Trump erfüllt die Erwartungen in das Zeremoniell und sprengt sie zugleich. Mindestens so wichtig wie das, was der neue Präsident sagt, ist das, was er nicht sagt, von dem man aber erwartet hätte, dass er es sagen würde. Kein Wort von den Menschenrechten, kein Wort von irgendwelchen weltweiten Verpflichtungen der USA, von Solidarität gegenüber den Bündnispartnern. Keine Beschwörung der universalen Werte des Westens. »Ich bin doch kein Heuchler wie meine Vorgänger«, würde Trump entgegnen. Es ist schlimmer noch: Der neue Präsident ist ein Lügner. Aber, noch einmal: Er hat nie behauptet, dass ihm um die Wahrheit zu tun sei. Es geht ihm um die Macht – und sonst nichts.

Nachdem Trump seine kurze Rede beendet hatte, folgten Segnungen des neuen Präsidenten durch Vertreter christlicher und jüdischer Glaubensgemeinschaften, den Erzbischof von New York, Timothy M. Doland etwa, oder Rabbi Marvin Hier, Gründer des Simon Wiesenthal Centers in New York. Anschließend verabschieden die Trumps das Ehepaar Obama an deren Helikopter, bevor man sich zu Fuß, sekundiert von einer Militärparade, zum Weißen Haus begibt. Dort sind – wie es der Brauch ist – während der Inaugurationszeremonie die Möbel des scheidenden Präsidenten von Möbelpackern geräumt und die Möbel der Trumps, inklusive neuer Vorhänge, eingeräumt worden.

Zum Abschluss, wie in Rom bei der Krönung Karls IV., ging es zum festlichen Abendessen wieder zurück in das Kapitol. Es gab zur Vorspeise Maine-Hummer, gefolgt von



einem Seven Hills Angus-Steak in dunkler Schokoladensoße. Man trank einen 2013er Arroyo Vista Chardonnay und einen Napa Valley Cabernet Sauvignon.

## Die Macht der Allmächtigen

Was sagt uns die große Ähnlichkeit der beiden liturgischen Inaugurations-Zeremonien, zwischen denen ein Abstand von 750 Jahren liegt? Zunächst und ganz banal: Macht ist nichts Neues. Dann: Macht braucht Raum, muss verkörpert werden, Herrschaft – kurz gesagt: der Apparat der Ausübung der Macht – erzwingt Repräsentation. Macht ist stets mehr als eine Idee, ist immer sichtbare Realität. Selbst der Allgemeinanspruch, Wissen sei Macht, erhält seine Beglaubigung erst durch das, was das Wissen oder der Wissende auszurichten vermag. Es ist kein Wunder, dass den Mächtigen in allen Zeiten auch mächtige Körper eigneten (Ausnahmen wie der Krüppel Richard III. bestätigen die Regel). Weder Karl IV. noch Donald Trump sollte man dick nennen. Aber ihr »Machthunger« verkörpert sich im wahrsten Wortsinn in ihren massig-wuchtigen Leibern.

Dabei verlangt der Körper des Machtmenschen nach Inszenierung. Der Mächtige will seine Macht zeigen. Der Rückblick auf den Ostersonntag des Jahres 1355 in Rom gibt den Blick frei auf feste kultisch-kulturelle Muster der Macht jenseits von Regierungsformen, kulturellen, wirtschaftlichen oder nationalen Traditionen etc. Selbst ein Donald Trump unterwirft sich diesem Ritual gerne, dieser Präsident, der sich doch vermeintlich um nichts einen Teufel schert, der nichts als rüpelhaft sich über alles hinwegsetzt, was den ame-

rikanischen Bürgern heilig ist. Und der seine Präsidentschaft mit Zügen einer Willkürherrschaft führt, jenseits von Recht und Gesetz und dem heiligen Respekt vor gewachsenen Traditionen und Institutionen. Dieser Eindruck muss gar nicht einmal falsch sein, überdeckt aber, wie stark auch und gerade Donald Trump sich selbst inkorporiert im festen Ritual der Krönungsperformance amerikanischer Präsidenten. Wäre Macht nur eine ausschließlich und vollkommen spontane Kraft, würde sie rasch verpuffen. Doch Macht inszeniert sich, ist eingebettet in die überlieferte Institution und beglaubigt vor dem religiösen Ritual. Dieser »theokratische« oder gar »christozentrische Gestus« (Ernst Kantorowicz) soll ihr Haltbarkeit sichern.

»Am Hofe von König Donald« hat Demetri Sevastopulo seine Zwischenbilanz nach hundert Tagen Trump Ende April 2017 überschrieben. Sevastopulo ist Bürochef der »Financial Times« in Washington, er hatte das Privileg, eines der ersten großen Interviews mit dem neuen Präsidenten zu führen, und schon die erste Szene seines Berichts lässt einen schaudern, denn man blickt in den Abgrund der Macht. Da sitzt der Journalist nun im Oval Office Trump gegenüber. Plötzlich nimmt er einen kleinen roten Knopf auf dem Schreibtisch des Präsidenten wahr: »Das ist der Atomkriegs-Button, nicht wahr«, sagt Sevastopulo. »Ja, das denken alle«, antwortet Trump schmunzelnd, bevor er genüsslich den Knopf drückt, um zwei Gläser Coke zu ordern. Es macht ihm offenkundig große Lust, mit dem Schrecken der Macht zu spielen, die ihm als dem mächtigsten Mann jetzt eigen ist. Es muss eine Form der Angstlust sein. Ich drück hier jetzt auf die Knöpfe, will er uns sagen. Wenn ich will, drücke ich auf den richtigen Knopf und jage eine Rakete mit einer Atombombe nach Nordkorea.

»Trump verhält sich tatsächlich wie ein Monarch des Absolutismus. Er hält Hof«, sagt Chris Ruddy, Chef von Newsmax Media und ein Freund Trumps. Was das heißt? Anders als sein Vorgänger Barack Obama ist er stets von einer großen Entourage umgeben; im Oval Office geht es zu wie im Taubenschlag, also wie bei König Arthus, Karl IV. oder Ludwig XIV. Bittsteller aus allen Branchen sprechen vor und hoffen auf Huld und Geld. Die Beziehungen zwischen Trump und den Höflingen haben weniger Ähnlichkeit mit der bürokratischen Kälte des modernen Verfassungsstaats und der von ihm den Akteuren zugewiesenen institutionell vorgegebenen Rolle. Die Akteure müssen sich stets vergewissern, ob sie noch die Gunst des Monarchen haben. Alle sind der zuweilen wie Willkür wirkenden Macht des Herrschers ausgesetzt. Das haben früh nahe Vertraute wie der Berater Steve Bannon zu spüren bekommen. Niemand ist von Kritik ausgenommen, selbst die Lieblingstochter Ivanka nicht. Neben den Höflingen aller Art bildet sich zugleich eine Spezies von Wichtigtuern heraus, die vorgeben, ein Spezialwissen darüber zu haben, wer gerade in Ungnade gefallen oder schon wieder begnadigt sei. Am Hofe der sowjetischen Zaren nannte man sie Kremlogen, am Hofe der Päpste heißen sie Vaticanisti.

Die Macht ist zurück, sagt man, seit die Welt fassungslos dem Treiben Trumps zusehen muss. Und wenn der Blick über den Atlantik zurück nach Europa schweift, kommen neben Trump der Türke Recep Tayyip Erdoğan oder der Russe Wladimir Putin in den Blick, die alle drei auf ihre Weise mit ihrer Macht die Menschen ängstigen und monarchische Züge erkennen lassen: In Putin lebt die zaristische Tradition, in Erdoğan das Sultanat. Was ist das Beängsti-

gende? Wir sind überrascht, wie schamlos diese Männer sich zur Macht bekennen. Wie machistisch sie sich benehmen und darin ganz offenkundig nicht nur sich selbst, sondern vielen anderen gefallen. Und schließlich: wie sehr sie die – ihre – Macht an die erste Stelle setzen, während das Recht viel später erst erscheint. Donald Trump findet die Verfassung im eigenen Land nur hinderlich. Verträge, die die internationale Ordnung regeln (WTO), sind ihm ziemlich schnuppe. Und der Rest der Welt – Politiker, Unternehmen – kann sich entscheiden, ob er auf die Rechtsordnung pocht, um dann vom mächtigsten Präsidenten der Welt geschnitten zu werden, oder ob er sich ihm und seinem Willen unterwirft. Nicht anders hält es der Türke Erdoğan: Im eigenen Land höhlt er Schritt für Schritt Parlamentarismus und Rechtsstaatlichkeit aus. Über den türkischen Staat hinaus hat er längst seinen Einflussbereich vergrößert, nicht zuletzt, weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit, auf dem Balkan, wo er das Machtvakuum nach dem Zerfall Jugoslawiens geschickt dazu genutzt hat, vor allem in den Schulen und Universitäten Macht zu gewinnen, eine Strategie, welche die Politikwissenschaft inzwischen »neoosmanisch« zu nennen pflegt. Inzwischen greift diese Macht auch immer mehr nach dem Westen, ignoriert Staatsgrenzen und stellt das Volk über die Nation: Deutschland, obzwar der eigenen Souveränität entzogen, ist erweiterter Raum für den türkischen Wahlkampf. Wenn Deutschland dies mit Verweis auf die territoriale Souveränität verweigert, nennt der autoritäre Machthaber dies »undemokratisch«, vergleicht die deutsche Regierung gar mit den Nazis.

Analog dazu könnte man Wladimir Putins Politik in der Ukraine, nicht zuletzt die Annexion der Krim, »neosowje-

tisch« nennen. Allemal zeigt sich, wie eng Machtpolitik und Geopolitik zusammenhängen. Und dass Männer an der Spitze von Staaten genau im wahrsten Sinn des Wortes »raumgreifend« operieren wollen, ein Machtgestus, der es sich leisten zu können meint, andere souveräne Machtansprüche zu ignorieren.

Dabei führt die Wahrnehmung des neuen Herrschertrios Trump, Putin, Erdoğan als despotisch und willkürlich am Zentrum vorbei. Es mag für uns in Deutschland so aussehen, als wären autoritäre Herrscher am Werk, denen ihr Volk hilflos ausgeliefert ist. Das Gegenteil ist wahr: Alle drei Machthaber beziehen die Legitimation ihrer Macht aus und von ihrem Volk. Sie sind Populisten im eigentlichen Sinn des Wortes. Ohne die Loyalität ihrer Völker, die sie mit Mehrheit ins Amt gebracht haben, wären sie nichts. Macht ist immer auf Akzeptanz angewiesen; auf nichts achtet der Machthaber peinlicher. Populismus ist eine notwendige, wenngleich noch lange nicht hinreichende Voraussetzung jeder Machtpolitik. Macht, die meint, sich solipsistisch und ausschließlich egoistisch durchsetzen und verteidigen zu können, wird mit Sicherheit scheitern.